



Zwischen Mensa und Moritzbastei

KOMMENTAR

VON LOUISA GRÜBLER



Aufnahmetest für mehr Gerechtigkeit

Ein Großteil der angebotenen Studiengänge an deutschen Universitäten ist zulassungsbeschränkt. Für die Zulassungsgrenze steht der Begriff Numerus clausus (NC), der die schlechteste Abiturnote wiedergibt, die noch zur Aufnahme des Studiums berechtigt. Festgelegt wird er erst nach einer Studienzulassungsphase im Vergleich aller Bewerber.

Bei beliebten Studiengängen wie Humanmedizin, Tiermedizin oder Jura wird es regelmäßig eng – und es bekommen vor allem Studenten mit einer guten Abiturnote ihren Wunsch-Studienplatz. Selbstverständlich sollten die Leistungen der Spitzenabiturienten auch gewürdigt werden. Zu bedenken ist aber, dass ein 1,0-Abi noch lange keinen guten Anwalt oder eine gute Chirurgin ausmacht. Denn was sagt schon eine Note über die jeweils relevanten Kompetenzen? Und wer an den Zulassungsbeschränkungen scheitert, der versucht es dann über den Anwalt und hofft, dass die Uni ihre Studienplatzkapazitäten nicht richtig berechnet hat?

Fair ist das nicht. Es ist weder gerecht, den Großteil der Studienplätze an die besten Schüler zu verteilen, noch sollte der profitierender, der das nötige Geld für eine Klage aufbringt. Eine gerechtere Alternative wäre ein Aufnahmeverfahren, das die fachlichen Voraussetzungen der Studieninteressierten bewertet. Sogenannte Eignungsfeststellungsprüfungen sind bei Studiengängen wie Sportwissenschaft oder Kunstpädagogik längst Alltag.

Durch einen Aufnahmetest oder ein Vorstellungsgespräch können gezielt Kenntnisse und Fähigkeiten geprüft werden, die sich nicht über die Abiturnote erfassen lassen. Hinzu kommt, dass die Ungleichheiten im föderalen Bildungswesen durch einen Aufnahmetest minimiert werden, da je nach Bundesland andere schulische Leistungskriterien gelten. Abiturnoten sind deshalb bundesweit nur bedingt vergleichbar. Für mehr Gerechtigkeit an der Uni wäre es deshalb besser, schnell umzudenken.

Louisa Grübler ist Studentin des Bachelor-Studiengangs Kommunikations- und Medienwissenschaft im dritten Semester.

DREI FRAGEN AN...

... Thomas Braatz über Datenschutz



Thomas Braatz, Uni Leipzig

Sie sind Datenschutzbeauftragter der Universität Leipzig. Seit Mai gilt in der EU eine neue Datenschutzgrundverordnung. Wie ist die Uni damit umgegangen?

Wir haben Anfang des Jahres begonnen, uns auf die Umsetzung der Datenschutzgrundverordnung vorzubereiten und sind dann schrittweise vorgegangen. Seit Jahresmitte gibt es eine Arbeitsgruppe für den Datenschutz und einen Informationssicherheitsbeauftragten, der sich um dieses Thema einrichtungsübergreifend kümmert.

Also ist der Prozess noch nicht abgeschlossen?

Genau. Zum Datenschutz gehört auch Informationssicherheit. Das ist ein laufender Prozess. Abgeschlossen ist er nie.

Ist durch die neue Regelung die Datensicherheit größer geworden?

In der Bevölkerung ist die Sensibilität schon gestiegen. Manche Leute haben aber überreagiert und den Datenschutz stärker betrieben, als es eigentlich notwendig ist. Dadurch ist das Thema auch ins Negative gerutscht.

Interview: Theresa Willkomm

Campus Leipzig ist ein Gemeinschaftsprojekt der LVZ und des Bereichs Journalismus der Universität Leipzig, gefördert von der Sparkasse Leipzig. Die Seite wird von der Lehrredaktion Crossmedia produziert. Chefredaktion: Dimo Rieß, Andreas Lamm. Gesamtprojektleitung: Prof. Dr. Markus Beiler. Chefs vom Dienst dieser Ausgabe: Johanna Honsberg, Alexander Lattou, Lucas Schwarz. Schreiben Sie uns unter campus@uni-leipzig.de. Im Internet: lvz.de/campus



Glühwein und Bratwürste verkaufen?

Von wegen! Die Politikwissenschaftsstudentin Rebecca verkauft auf dem Weihnachtsmarkt 3D-Holzbaumodelle, die von einem ukrainischen Ingenieur entwickelt wurden. Obwohl sie selber keine Weihnachtsmärkte mag und die

Kälte hartnäckig sein kann, hat sie Spaß an dem Job. Die von den kleinen Holzkonstruktionen begeisterten Kunden finden Zeit für nette Gespräche, und die Bezahlung stimmt auch – sogar Provision bekommt sie gezahlt.

Vom inneren Bühnenkampf

Zwischen Euphorie und Zweifel: Das Schauspielstudium an der Hochschule für Musik und Theater

VON NELE CHRISTOPH

Donnerstagnachmittag, 15 Uhr, letzte Unterrichtsstunde: Die Schauspiel-Erstis treffen sich im Bewegungssaal der Hochschule für Musik und Theater (HMT), uniformiert in schwarzen Trainingsklamotten und extrovertiertem Enthusiasmus. „Ready, Steady, Faust!“ – so lautet das Anfangsritual vor dem wöchentlichen Bühnenkampftraining bei Mentor Andreas Kühnel. Rockmusik ertönt, dann ohreigen, treten, erstechen, schubsen, ermorden sie sich nach Anweisung, dazu Gekicher und lautstarke Kommentieren. Alles was hier geschieht, geschieht wie für einen imaginären Blick von außen. Es fallen Sätze wie: „1,2,3,4 – Zeilassen – Zusteichen!“. Oder: „Das sah so süß aus, wie Herr Kühnel zugeschlagen hat.“ Es fliegen Messer, Stäbe und die Zeit.

Nach einer Stunde Bewegungstraining braucht Ronja Rath erstmal zwei Schokoriegel aus der Cafeteria. Als Leipzigerin weiß sie um den guten Ruf des Schauspielstudiums ihrer Heimatstadt. Das Besondere hier sei das Studioprinzip. Nach den ersten zwei Jahren an der Hochschule werden die Studierenden an die Studiobühnen in Leipzig, Dresden, Halle oder Köln verteilt. Dort werden sie von ausgebildeten Schauspielern unterrichtet und stehen mit ihnen auf der Bühne, erzählt Ronja begeistert und raschelt mit der leeren Verpackung des Schokoriegels. Das präventive Gesundheitscoaching zu Semesterbeginn hat keine Spuren hinterlassen. „Wir ernähren uns übrigens alle scheiße“, lacht Ronja. „Außer Philipp, der ist Veganer“.

„Nicht zappeln, Philipp! Stehen bleiben“, hallen Kühnels Worte durch den Raum, und da steht Philipp Adrian Djokic nun. Vorher allerdings hatte er zehn Vorgesprochen und zwei Jahre lang zappeln müssen. Er setzt sich nun zu Ronja in die Cafeteria. Sie gehören zu den 16 ausgewählten Schauspielstudierenden, die die nächsten Jahre im geschützten Raum



Voller Einsatz: Einmal pro Woche üben Schauspielstudenten beim Bewegungstraining, wie man kämpft oder theatral erwürgt wird.

Foto: Nele Christoph

der Hochschule verbringen und nach streng durchgetaktetem Stundenplan spielen, singen, tanzen, kämpfen und funktionieren lernen dürfen. Ein Traum, den jährlich zwischen 800 und 1000 Bewerber verwirklichen wollen, davon circa zwei Drittel Frauen. Als Mann sei man sich seiner besseren Chancen durchaus bewusst, gesteht Philipp, natürlich ohne sich überlegen zu fühlen. Aber es ist halt so, bekräftigt Ronja. Beide kennen Geschichten von Vorsprechrunden, bei denen nur die einzigen drei männlichen Bewerber in die nächste Runde gewählt wurden. Oder von einer Bewerberin, die

rausgeflogen sei, weil sie ihren klassischen Monolog in Hose statt Kleidchen gespielt habe.

Auch später im Studium gab es solche Momente, erinnert sich Nina Wolf, die seit dieser Spielzeit als eine von zwei Frauen im Studio des Schauspiels Leipzig spielt. Da wurden die Frauen gebeten, doch „bitte femininer“ zu spielen, die Männer sollten „mehr Hochstatus“ zeigen. Ninas Jahrgang besteht aus sechs Frauen und zehn Männern, die übliche Aufteilung. Weil, diese Begründung geistert durch die Schauspielschulen, das klassische Drama mehr Männerrollen bietet. Dass

Ronjas Klasse nun zur Hälfte weiblich besetzt wurde, ist nicht selbstverständlich.

„Wir verbringen viel und intensiv Zeit miteinander, öffnen uns und machen uns nackig“, beschreibt Philipp die Situation unter den Schauspielstudenten. „Das ist nur eine Metapher“, betont Ronja zwar, dennoch entwickelt sich gleich zu Beginn des Schauspielstudiums eine außergewöhnliche Gruppendynamik, an die sich auch Nina gut erinnern kann. Ihr erschien damals alles wie eine Illusion, sie brauchte Zeit, um Vertrauen aufzubauen. Vertrauen und Kommunikation aber seien elementar für den Schauspielalltag, erklärt sie.

„Jetzt großgroßgroß fallen, plumps, sterben und wieder hochkommen – sehr gut!“. Die Anweisungen des Bewegungstrainers zeichnen eine treffende Metapher für den inneren Kampf eines Schauspielers um (Selbst-)Sicherheit. In kaum einer anderen Branche ist die Amplitude zwischen Euphorie und Zweifel derart hoch, findet Nina. Sie übt sich deshalb besonders im Selbstvertrauen. Das sei, weiß auch Kühnel, essentiell, um mit Kritik oder Neid umzugehen. Und den gibt es. Beim Vorsprechen, in der Kritikrunde nach dem Szenenvorspiel oder bei der Veröffentlichung neuer Besetzungslisten. Natürlich vergleiche man sich, natürlich sei man neidisch. „Der Beste ist Maßstab für alle“, meint Ronja, die weiß: Die ersten zwei Jahre lang kann man noch von der Schule fliegen. Auch das verstärkt den Druck.

„Wir reden offen über Probleme. Es gibt genug Ungerechtigkeiten auf dieser Welt, da können wenigstens wir sozial sein und einen sicheren Raum schaffen“, findet Mentor Kühnel und schaut seinen kichernden Studierenden nach. Von Konkurrenzdruck oder Zukunftsangst merke er nichts. Und so gehen seine Worte zum Ende der Stunde fast unter im Gefeixe des Schauspielnachwuchses: „Den Schlag ins Gesicht gibt's ein andermal.“

Mit dem Anwalt zum Wunschstudium?

Wie Gerichte Studienplätze schaffen

VON LOUISE TASLER

Florian Finke würde gern Psychologie an der Leipziger Universität studieren. Sein Abiturdurchschnitt liegt aber bei 3,3 – und der Numerus clausus (NC) bei 1,1. Auf bis zu 23 Wartesemester müsste er sich einstellen. Finke hat zwar keinen Zeitdruck, aber so lange möchte er auch nicht warten. „Zuerst kam das gar nicht für mich in Frage. Über 20 Wartesemester, das ist viel zu viel. Aber dann hab ich mich mit dem Thema Studienplatzklagen beschäftigt.“

Momentan studiert er noch Kommunikations- und Medienwissenschaft und würde das im Zweifel auch bis zum Bachelor durchziehen, aber Psychologie wäre ihm lieber. Nach einem Nachmittag Recherche und vielen Telefongesprächen mit Anwaltskanzleien steht es dann fest: Er möchte sich in den Studiengang einschreiben. Wer diesen Weg wählt, muss mit Kosten von etwa 1500 Euro rechnen. Finke hat Glück, den größten Teil seiner Verfahrenskosten trägt eine Rechtsschutzversicherung. Er bezahlt jetzt ein Jahr lang monatlich nur etwa zehn Euro.

Wie funktioniert das aber, sich in einen Studiengang einzuklagen? Eine Hochschule muss für jedes Semester die verfügbaren Studienplätze neu berechnen. Dabei können Fehler passieren – entweder wurden zu viele Plätze pro Studiengang berechnet oder zu wenige. Ein Kläger hofft auf die zweite Möglichkeit und stellt einen sogenannten „außerkapazitären Antrag“ an die Hochschule. Daraufhin muss die Hochschule vor Gericht alle Zahlen vorlegen. Die Anwälte der Kläger können diese dann einsehen. Ein Fehler in den Berechnungen führt im Idealfall für den Kläger zu einem Studienplatz.

Doch bis dahin ist es ein langer Weg. Erst im Dezember steht fest, ob es klappt oder nicht. Die Kanzlei Selbmann und Bergert hat sich schon zu Beginn der 2000er-Jahre auf Hochschulzulassungsrecht spezialisiert. Finke ist einer von



Florian Finke klagt, um einen Psychologie-Studienplatz zu bekommen. Foto: Louise Tasler

mehreren Hundert Mandanten, die die Kanzlei im Jahr vertritt. Ist das ein Markt? Ralf Bergert arbeitet in der Kanzlei in Leipzig. „Markt“, wiederholt er und lacht. „Als Anwälte entfernen wir uns von wirtschaftswissenschaftlichen Begriffen.“ Er gibt aber zu, dass sich seine Kanzlei nach fast 15 Jahren im Feld einen gewissen Ruf erarbeitet hat. Das Geschäft läuft gut.

Die Uni Leipzig ist aber auch für ihn ein harter Brocken. Sie berechnet ihre Studienplätze sehr exakt und hat gute Anwälte an ihrer Seite. So ist es bei Fächern wie Medizin nahezu unmöglich, einen Platz einzuklagen. Trotzdem rechnet sich Finke gute Chancen aus. Im letzten Jahr hat ein Drittel aller Psychologiekläger einen Platz in Leipzig bekommen. Und wenn es nicht klappt? „Klar, das Geld ist weg, aber den Versuch war's wert.“

► Kommentar

„Wir müssen tradierte Rollenzuschreibungen beseitigen“

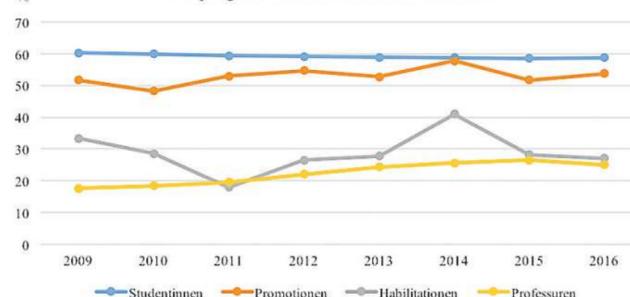
Mühsamer Weg zur Gleichstellung: Uni Leipzig setzt nach Auslaufen von Bundesmitteln interne Programme fort

VON LOUISA BULA

In den Hörsälen der Universität Leipzig sitzen mittlerweile mehr Studentinnen als Studenten. Doch in Spitzenpositionen ist der Frauenanteil immer noch äußerst gering. Aktuell besetzen Frauen nur jede vierte Professur. Der Blick auf Habilitationen an der Universität fällt ebenso ernüchternd aus. Nach der jüngsten Erhebung im Jahr 2016 habilitierten nur 27,1 Prozent Frauen. Verbessert werden konnten die Statistiken bis heute nicht: „Wir waren 2016 bei einem Viertel. Da sind wir jetzt nicht viel weitergekommen, da wir einige Frauen haben, die wieder ausgeschieden sind“, sagt Georg Teichert, Gleichstellungsbeauftragter der Uni Leipzig.

Doch trotz der ernüchternden Zahlen aus dem Jahr 2016 hat die Universität in einer aktuellen Evaluation ein insgesamt positives Fazit gezogen. Vergleicht man den prozentualen Frauenanteil der hiesigen Uni bundes- und sachsenweit, steht Leipzig vergleichsweise gut da. In Gesamtdeutschland machen Professorinnen gerade einmal 23,4 Prozent aus. In Sachsen besetzen sie lediglich 21,8 Prozent der Professuren.

Frauenanteil im Qualifikationsverlauf an der Universität Leipzig im Verlauf von 2009 bis 2016



Im Studium noch in der Überzahl, singt die Frauenquote an der Uni Leipzig ab dem Promotionsgrad.

Quelle: Gleichstellungsbüro Uni Leipzig

Schaut man sich Leipzigs Professorinnenanteil von 2009 bis 2016 an, lässt sich ein positiver Trend erkennen. Seit 2009 stieg der Anteil der Professorinnen um 7,3 Prozentpunkte. Und das hat laut Teichert einen Grund: „Vor 2010 war noch keine Sensibilität für das Thema Gleich-

stellung vorhanden. Erst mit der Neubesetzung des Rektorats konnte ein Bewusstsein dafür geschaffen werden.“ Neben dem neuen Bewusstsein auf der Führungsebene sorgte ein Förderprogramm des Bundes für einen Anstieg. Jede deutsche Hochschule und Universi-

tät konnte sich mittels eines Gleichstellungskonzepts für Fördergeld zur Umsetzung von Gleichstellungsmaßnahmen und der Neuberufung von Professorinnen bewerben. Die Uni Leipzig bewarb sich 2013 mit einem Konzept und wurde positiv evaluiert. Mit einer Fördersumme von rund 1,3 Millionen Euro konnte die Universität zwei Regelprofessuren dazugewinnen.

Doch warum sind Frauen in hohen Positionen im Wissenschaftsbereich und Studentinnen in naturwissenschaftlichen Fakultäten unterrepräsentiert? Warum benötigt es erst Fördergelder, um für Wandel zu sorgen? Der Anteil der Studentinnen liegt noch bei 58 Prozent. Doch nach Bachelor- oder Masterabschluss, bei Promotionen, Habilitationen und Professuren, sinkt der prozentuale Frauenanteil deutlich. Die Gründe sieht Teichert tief verankert in unserer Gesellschaft. „Wir müssen gesellschaftlich tradierte Rollenzuschreibungen beseitigen oder zumindest ändern.“ Auch die Unterrepräsentanz von Frauen besonders in naturwissenschaftlichen Fakultäten findet laut Teichert Ursprung in gesellschaftlichen Normen: „Niemand hat biologisch determinierte Stärken und

Schwächen. Und nein: Frauen sind nicht zu doof für Mathe und Informatik und haben dafür eine Begabung für Sprache und Geisteswissenschaften.“

Ziel der Universität ist es, ein Umdenken von der Rektoratsebene auf einzelne Fakultäten zu übertragen und in den Regelbetrieb zu integrieren. Doch das ist nicht immer leicht: „Das kostet wahnsinnig viel Kraft, weil wir dort Widerstände erleben“, erzählt Teichert. „Sobald ich jemandem beispielsweise das Thema Frauenförderung vorschlage, wird das immer mit einer Kritik aufgefasst, und da müssen wir einfach für die Sinnhaftigkeit des Ganzen werben.“

Die Universität Leipzig möchte langfristig nachhaltige Erfolge durch einen Kulturwandel erreichen und nicht nur kurzfristige Quotensteigerungen erzielen. Auf die Förderung vom Bund kann sich die Universität nicht mehr stützen, sie läuft im kommenden Jahr aus. Es bestehen aber interne Programme weiter, die für eine Gleichstellung sorgen sollen. Dazu gehören das MINT-Programm, das naturwissenschaftlich-technische Berufswege fördert, und das t.e.a.m.-Programm, das junge Wissenschaftlerinnen unterstützt.